

Der große Streit um den kleinen Unterschied

Genderforscherinnen sagen, die Gesellschaft lege fest, was männlich und was weiblich sei. Manche Biologen sagen, Genderforschung sei Unfug. Ist ein Dialog zwischen beiden Seiten möglich?

Von Sascha Zoske

FRANKFURT. Hans Peter Klein weiß, was Frauen nicht wollen. Glaubt er zumindest. Von der Gender-Diskussion hätten die Studentinnen und jüngeren Uni-Wissenschaftlerinnen die Nase voll, meint der Frankfurter Professor für Biologie-Didaktik. Er könne das beurteilen, fügt er hinzu, denn unter den angehenden Biologielehrern in der Goethe-Universität liege der Frauenanteil bei ungefähr 85 Prozent, Tendenz weiter steigend. „Auch meine zahlreichen weiblichen Mitarbeiter verdrängen beim Thema ‚Gender‘ eher nur die Augen.“

Umso mehr stört es Klein, dass die Geschlechterforschung nach seinem Eindruck an den Hochschulen immer mehr Raum erobert. Nicht nur indem Lehrstühle und Studiengänge dieser Fachrichtung gewidmet würden, sondern auch dadurch, dass die Ideen der Gender Studies auf andere Disziplinen außerhalb der Sozialwissenschaften übergriffen. Oder besser gesagt: ihnen aufgezwungen würden.

Klein beteuert, dass er nicht gegen Gleichberechtigung sei oder gegen sexuelle Vielfalt, „die ja auch in der Öffentlichkeit weitgehend akzeptiert ist“. Er fürchtet aber, dass die Geschlechterforschung allen Lehrenden und Lernenden ein Weltbild oktroyieren wolle, das mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen nicht in Einklang zu bringen sei. Mit groben Strichen gemalt, sieht dieses Bild so aus: Unterschiede zwischen Männern und Frauen seien nicht naturgegeben, sondern anerzogen. So wie überhaupt die sexuelle Identität eines Menschen nicht (oder zumindest nicht alleine) von seinen Genen bestimmt werde, sondern von sozialen Faktoren. Mit dem Wort „Gender“ ist denn auch das soziale Geschlecht gemeint, nicht das biologische.

Für Klein ist die Überzeugung, dass es keinen kausalen Zusammenhang zwischen biologischem und sozialem Geschlecht gebe und dass sexuelle Präferenzen beliebig formbar seien, „eine Annahme und keineswegs eine wissenschaftlich belegte Tatsache“. Damit drückt er sich noch diplomatisch aus, verglichen mit seinem Kollegen Ulrich Kutschera. Seit Wochen wird der Kasseler Evolutionsbiologe nicht müde, die „Gender-Religion“ in Interviews als Erfindung einer radikalen feministischen „Sekte“ zu geißeln, die nicht mehr Anspruch auf Wahrheit erheben dürfe als die Lehre des Kreationismus. Für Kutschera ist es „der größte bildungspolitische Skandal der Nachkriegszeit“, dass solche „pseudowissenschaftlichen“ Theorien Eingang in Lehrpläne fänden.

Geschieht das auch an der Frankfurter Universität? Zwingt dort eine feministische Zentralgewalt die Naturwissenschaftler, Geschlechtsunterschiede als



Blau für Jungen, Rosa für Mädchen: Das ist wohl nicht genetisch vorgegeben. Foto Colourbox

bloße Konstrukte der herrschenden Klassen zu entlarven? Klein sagt, die Goethe-Universität habe sich bei der „Genderisierung“ der Curricula für alle Fachbereiche bisher „erfreulicherweise“ zurückgehalten, „und ich gehe davon aus, dass dies auch so bleibt“. An anderen Hochschulen, etwa in der Berliner Humboldt-Universität, sieht er dagegen die „Hardcore-Abteilung“ des „Genderismus“ am Werk.

Enrico Schleiff dürfte keine Sympathie für Ideologinnen haben, die in der Beschreibung von Geschlechterdifferenzen nur den Versuch sehen, männliche Macht zu erhalten – schließlich ist der Vizepräsident der Goethe-Universität selbst Biologe. Schleiff lehnt es aber auch nicht ab, dass sich angehende Natur-

wissenschaftler mit Gender-Theorien beschäftigen. Wie er schreibt, soll den Lehramtsstudenten „die Möglichkeit eingeräumt werden, ihren Horizont und ihre Kompetenzen in verschiedenen Gebieten zu erweitern, unter anderem auch in dem Bereich Gender Studies“. Als Einführung von deren Inhalten in die fachliche Ausbildung will er das nicht bezeichnet wissen, eher als „Ausweitung der Kompetenzen, die für das zukünftige Berufsfeld notwendig sind“ – auf „freiwilliger Basis“, wohlgerneht.

Dass Kenntnisse der Geschlechterforschung nicht nur für Biologielehrer nützlich sind, ist die Überzeugung von Helma Lutz und Marianne Schmidbauer. Schließlich wirken die beiden Wissenschaftlerin-

nen vom Cornelia-Goethe-Centrum der Uni Frankfurt gerade am Aufbau des interdisziplinären Bachelor-Nebenfaches „Gender Studies“ mit (siehe Kasten). Soziologieprofessorin Lutz beteuert aber auch, dass sie ihre Theorien niemandem aufnötigen wolle, schon gar nicht Kollegen aus anderen Fakultäten. Den Vorwurf, die Gender Studies seien in diesem Sinne übergriffig, könne sie nicht nachvollziehen: „Mir ist kein Fall bekannt, in dem ein Curriculum zu Gender Studies einem Fachbereich von außen aufgezwungen wurde. Das würde sich wohl auch niemand gefallen lassen.“

Lutz und Schmidbauer haben nichts von Sektierern an sich. Einige ihrer Ideen wirken auf Biologen irritierend, vor allem wenn sie sie zugespitzt formulieren, was selten vorkommt. Manches erscheint aber auch dem Naturwissenschaftler plausibel, wenn er die Annahme zugrunde legt, dass es sehr wohl biologisch festgelegte Unterschiede zwischen den Geschlechtern gibt – dass es aber Sache der Gesellschaft ist, wie sie mit ihnen umgeht.

Da ist zum Beispiel das Wort von der „Zwangsheterosexualität“. Man kann es als einen Kampfbegriff schwuler, lesbischer, trans- oder intersexueller Aktivisten auffassen, der Heterosexualität abwertet. Oder, wie Lutz es versteht, als Beschreibung dafür, dass es einen gesellschaftlichen Druck gebe, sich für ein bestimmtes Geschlecht zu entscheiden. Als Beleg führt sie, nicht unplausibel, den Zwang an, beim Beantragen des Personalantrags zwischen den Optionen „männlich“ und „weiblich“ zu wählen. „Erst vor kurzem wurde diese Vorschrift glücklicherweise aufgehoben, um zum Beispiel Intersexuelle nicht mehr zu diskriminieren.“ Dass es – wenn auch wenige – Intersexuelle gibt, also Menschen mit männlichen und weiblichen Geschlechtsmerkmalen, ist eine biologische Tatsache, die selbst Kutschera und Klein nicht bestreiten werden.

Empirisch gut belegbar ist auch Lutz' Beobachtung, dass sich die gesellschaftliche Vorstellung von dem, was typisch „männlich“ oder „weiblich“ ist, immer wieder verändert – ein Blick in die Modegeschichte genügt. Dass andererseits kleine Kinder, deren Geschlecht oft nicht auf den ersten Blick erkennbar ist, noch heute mit rosa oder blauen Kleidern als Mädchen oder Junge gekennzeichnet werden, ist für Lutz ein Beleg dafür, dass Geschlechtsunterschiede sozial konstruiert werden können. „Biologie ist kein Schicksal“, fügt die Professorin hinzu.

Über diese These könnte sie mit Hans Peter Klein vermutlich lebhaft streiten. Bisher gibt es allerdings an der Uni Frankfurt keinen systematischen Austausch zwischen Genderforschern und ihren Kritikern, was Lutz bedauert, wie sie sagt: „Gegenseitige Verteufelung führt zu gar nichts.“ Kollegin Schmidbauer ahnt, dass die Verständigungsschwierigkeiten auch mit den unterschiedlichen Fachsprachen von Natur- und Gesellschaftswissenschaftlern zu tun haben. „Man muss bereit sein, Übersetzungsarbeit zu leisten.“

Evolutionbiologe Kutschera lässt unterdessen wissen, er arbeite an einem Buch, das die „Gender-Religion“ mit vielen historischen und aktuellen Belegen ad absurdum führen werde. Dass speziell er für den gewünschten Dialog der Fächer zur Verfügung stehen wird, ist unwahrscheinlich.

Politische Affen

Von Sascha Zoske



Es mag Soziologen geben, die sich geschmeichelt fühlen, wenn ein Biologe ihnen sagt, sie betrieben durch ihre Forschung „Politik mit anderen Mitteln“. Die meisten seriösen Wissenschaftler dürfte so ein Spruch kränken. Schließlich haben sie sich – wissend, dass es absolute Objektivität nicht gibt – einem doch möglichst wertneutralen Erkenntnisgewinn verschrieben. Die Anwendung ihrer Befunde in der Gesellschaft überlassen sie lieber jenen, die dafür ein Mandat des Wählers haben.

Ebenso würden die meisten Primatologen den Vorwurf zurückweisen, Menschenaffenforschung sei „Politik mit anderen Mitteln“. Genau das aber wird in einem Curriculumsvorschlag suggeriert, den das nordrhein-westfälische Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung 2014 veröffentlicht hat. Die Sorge, dass solche Überzeugungen auch in Hessen Eingang in universitäre Lehrpläne finden können, treibt die Biologie-Professoren Ulrich Kutschera und Hans Peter Klein um: Lautstark warnen sie vor einer „Genderisierung“ ihres Fachs, vor der Leugnung naturgegebener Geschlechtsunterschiede und der Unterstellung, die Biologie sei nur eine Hilfswissenschaft zur Zementierung überholter Gesellschaftsstrukturen.

Kutschera und Klein sollten sich bei den Verfasserinnen des Papiers aus Nordrhein-Westfalen bedanken: Mit ihren fragwürdigen Formulierungen haben die Autorinnen den Feminismus-Gegnern wohlfeile Munition für ihre Angriffe auf die Gender Studies geliefert. Den Leser des Papiers beschleicht

an einigen Stellen der Eindrücke, die Schreiberinnen hätten ihr Urteil über die Biologie als ein angeblich „gesellschaftliches Unternehmen“ schon gefällt. Sie stellen keine Fragen, sondern postulieren steile Thesen. Dass dies die richtige Haltung für den Entwurf eines Lehrplans ist, bezweifeln selbst die Frauenforscherinnen des Frankfurter Cornelia-Goethe-Centrums.

Aber auch die Anti-Gender-Fraktion wählt ihre Worte nicht immer mit Bedacht. Wer wie Kutschera die Gender Studies als Strömung bezeichnet, die, einem „Krebsgeschwür“ gleich, an-

Für manche Genderforscherinnen scheint die Biologie nur eine Hilfswissenschaft zu sein.

dere Fachrichtungen zu durchdringen versuche, begibt sich metaphorisch auf heikles Terrain und erntet Beifall von Leuten, die mit akademischem Diskurs überhaupt nichts im Sinn haben.

Nur wenn die Kritiker des „Genderismus“ sachlich bleiben, verdienen sie Unterstützung in ihrem Bemühen, ideologisch motivierte Übergriffe auf ihre Fachgebiete abzuwehren. Einer unaufgeregten Diskussion werden sich im Übrigen auch moderate Geschlechterforscherinnen nicht verschließen. Von denen gibt es an der Frankfurter Universität einige. Sie könnten mit den Biologen in einen interessanten Austausch darüber treten, wo in ihren Disziplinen die Grenzen zwischen Wissenschaft und Politik verlaufen.

AUF EIN WORT

Wünscht sich mehr Hilfe beim Planen

Was liegt an in dieser Woche?

Ein Freund ist zu Besuch, dem ich Frankfurt und die typischen Sehenswürdigkeiten hier zeigen will.

Was gefällt Ihnen an dem Fach, das Sie studieren?

Ich bin sehr glücklich, etwas zu studieren, das ich wirklich mag. Man geht nicht nur jeden Tag zum Unterricht, sondern musiziert zusätzlich mit vielen Leuten in verschiedenen Projekten.

Und was stört Sie?

Wenn ich zu viel probe, kann es stressig werden. Aber generell kann ich mich nicht beschweren.

Was wollten Sie Ihrem Hochschulpräsidenten schon immer einmal sagen?

Eigentlich ist die Organisation an der Hochschule sehr gut, aber es gibt immer kleine Kritikpunkte wie zum Beispiel das Essen in der Mensa, das nicht so gut schmeckt. Manchmal wäre es außerdem besser, wenn die Studenten mehr Hilfe beim Planen bekommen würden.

Ihr Lieblingsort an der Hochschule?

Ich glaube, das Foyer. Hier trifft man immer viele Leute, mit denen man sich unterhalten kann. Außerdem kann man sich ausruhen, wenn man viel geprobt hat.

Und wohin gehen Sie auf keinen Fall, wenn Sie nicht müssen?

In einen Übungsraum. Die mag ich hier nicht so gerne, weil sie sehr klein sind und es vom Klang her immer schöner ist, in größeren Räumen zu üben. Besonders im Sommer ist es in den kleinen Zimmern außerdem zu heiß.

Wo ist an der Hochschule der beste Ort zum Flirten?

Vielleicht draußen im Hof bei einer Hochschulparty, wenn es schon dunkel ist.

Wie wohnen Sie?

Ich wohne eigentlich in einer Fünfer-WG, aber gerade sind wir nur zu



Daniel Egido-Cuchi, 27 Jahre, Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt, 5. Master-Semester Oboe

zweit. Die Wohnung liegt ganz in der Nähe des Mains, da gefällt es mir sehr gut.

Wie finanzieren Sie Ihr Studium?

Ich verdiene bei den Konzerten und Projekten, die wir veranstalten, Geld. Wenn es mal knapp wird, muss ich aber auch manchmal meine Eltern fragen, und sie helfen mir dann.

Wo gehen Sie abends am liebsten hin?

Nach einem langen Tag gehe ich gern noch in eine Kneipe, um ein Bier zu trinken.

Was gefällt Ihnen an Frankfurt, was nicht?

An Frankfurt liebe ich die Vielfalt. Ich komme aus Salamanca, einer kleinen Stadt in Spanien, und da gibt es keine Straßen so wie hier, mit koreanischen, persischen und afrikanischen Restaurants. Mir gefällt nicht, dass die Leute sich hier immer so schick machen. Das finde ich zum Beispiel in Berlin angenehmer, das ist meine Lieblingsstadt in Deutschland.

Was wollen Sie nach dem Studium machen?

Ich würde später am liebsten in einem Orchester spielen oder als Lehrer an einer Musikschule arbeiten.

Aufgezeichnet von Johanna Heidrich.

Neu: Gender Studies als Nebenfach

Dreißig Teilnehmer werden in den neuen Bachelor-Nebenfachstudiengang „Gender Studies“ aufgenommen, der im Wintersemester an der Goethe-Universität beginnt. Beworben hatten sich nach Angaben von Marianne Schmidbauer vom Cornelia-Goethe-Centrum der Universität rund 400. Der Numerus clausus lag in der ersten Auswahlrunde bei 1,8. Unter den Interessenten waren auch einige Männer, wie Schmidbauer berichtet. Das Angebot sei in Hessen bisher einzigartig. In sechs Semestern sollen die Studierenden viele Aspekte der Geschlechterforschung kennenlernen und verstehen, wie Geschlechter-

verhältnisse die Gesellschaft strukturieren. Nicht nur der Feminismus, auch andere Emanzipationsbewegungen sollen behandelt werden. Am Lehrangebot beteiligen sich außer den Gesellschaftswissenschaften sieben weitere Fachbereiche; die Biologen sind nicht vertreten. Absolventen der Gender Studies sollen nach dem Willen der Initiatorinnen später unter anderem als Gleichstellungsbeauftragte oder Politikberater, in Nichtregierungsorganisationen oder als Journalisten tätig sein können. Nähere Informationen gibt es im Internet unter www.cgc.uni-frankfurt.de/gs-studium.shtml. (zos.)

Vier Turnhallen voller Flüchtlinge

Die Sperrung des Sportcampus in Ginnheim stellt Uni-Mitarbeiter und Studenten vor große Herausforderungen

sweb. FRANKFURT. „Nicht helfen geht schlichtweg nicht“, hatte Birgitta Wolff, Präsidentin der Goethe-Universität, mit Blick auf die Flüchtlingskrise gesagt. Seit mehr als einer Woche sind nun auch auf dem Sportcampus in Frankfurt-Ginnheim Flüchtlinge untergebracht. Aktuell finden dort etwa 250 Asylsuchende, unter ihnen viele Familien mit Kleinkindern, in vier kleinen Turnhallen Platz. Die Kapazitäten sind damit nahezu erschöpft.

Für Universitäts-Veranstaltungen ist die gesamte Anlage bis auf weiteres gesperrt. Mitarbeiter und Studenten stehen deshalb vor großen Herausforderungen. „Eine vergleichbare Situation haben wir noch nicht ansatzweise erlebt“, sagt Christopher Heim, geschäftsführender Direktor am Institut für Sportwissenschaften.

Veranstaltungen des Hochschulsports finden auf dem Ginnheimer Gelände derzeit nicht statt. Wie lange der Zustand andauert, kann zurzeit niemand sagen. Noch erster dürfte die Lage werden, wenn am 12. Oktober das Wintersemester beginnt und viele Räume für Kurse und Seminare fehlen. Es sei noch nicht absehbar, was dann passiere, sagt Heim. Normalerweise werden die Hallen während des Semesters jeden Tag bis 17 Uhr von den Sportstudenten genutzt, ehe dort bis 23 Uhr zahlreiche Kurse des Hochschulsports stattfinden.

Klarheit hat Heim für die Studenten geschaffen, die in gut zwei Wochen ihre Nachprüfungen in den sportwissenschaftlichen Studiengängen ablegen müssen. „Die Nachprüfungen werden stattfinden,

das können wir organisieren.“ Für die Vorbereitungen auf den praktischen Teil der Prüfungen seien genügend Ausweichmöglichkeiten vorhanden. Man miete alle Sportstätten an, die verfügbar seien, sagt Heim. Viele Vereine böten schnelle und unkomplizierte Hilfe an. Beispielsweise könnten Studierenden dank des Hessischen Leichtathletik-Verbandes jeden Tag von 10 bis 14 Uhr die Leichtathletikanlage an der Hahnstraße in Niederrad nutzen. Die Carl-Schurz-Schule habe sogar ihre Bundesjugendspiele verlegt, um die Prüfungen Ende September zu ermöglichen.

Die Studenten bringen laut Heim großes Verständnis für die Situation auf. Er habe so viele E-Mails erhalten, in denen Hilfe offeriert worden sei, dass er darum

gebeten habe, von weiteren Angeboten abzusehen. Das Institut für Sportwissenschaften unterstützt die Flüchtlinge vor allem im Kleinen. An die Kinder wurden Bälle verteilt. Der Sportcampus bietet genug Platz zum Spielen. Auch Sanitäranlagen sind dort ausreichend vorhanden.

Die Lage in Ginnheim sei insgesamt ruhig, berichtet Heim. Es gebe keine Probleme zwischen den Flüchtlingen. Die Zusammenarbeit zwischen Universität, die für das Gebäudemanagement zuständig sei, und den übrigen Institutionen wie der Feuerwehr funktioniere ausgezeichnet. „Alle ziehen an einem Strang.“ In Windeseile seien etwa Gebetsräume für Männer und Frauen eingerichtet und W-Lan-Codes für den Internetzugang verteilt worden.

Bissig

Wüstenspinne packt bei Paarung zu

Wenn Spinnen sich paaren, geht es mitunter rabiat zu. Das gilt offenbar auch für eine neue Gattung der Gliedertiere, die der Frankfurter Senckenberg-Forscher Peter Jäger jetzt erstmals beschrieben hat. Ein Doktorand Jägers hatte die Spinnen schon 2004 im südlichen Afrika gesammelt; seitdem lagerten sie in der Sammlung des Senckenberg-Instituts. Jäger stellte fest, dass sie zu vier Arten gehören, die zusammen eine bisher unbekannte Gattung aus der Familie der Riesenkrabbspinnen bilden. Eine der Arten (Foto) bekam durch das Biopatenschaften-Programm den Namen May bruno – eine



Foto: Senckenberg-Kunsthistorisches Museum

Tochter ehrte damit ihren Vater. Die Wüstentiere haben Beinspannweiten von acht bis zehn Zentimetern. Auffällig war, dass alle vier untersuchten weiblichen Spinnen Bisspuren an ihren Vorderkörpern hatten. „Gut möglich“, meint Jäger, „dass die Verletzungen bei der Paarung entstanden.“ Was der Sinn eines solchen Verhaltens sei, könne nur durch Beobachtungen in freier Natur geklärt werden. (zos.)

Einig

TU schließt Vergleich mit Diplomstudenten

Vier Architekturstudenten der TU Darmstadt, die nach der Schließung ihres Diplomstudiengangs exmatrikuliert worden waren, dürfen ihr Studium fortsetzen. In einem Vergleich vor dem Verwaltungsgericht Darmstadt wurde festgelegt, dass die Studenten neun weitere Semester eingeschrieben bleiben dürfen. Die Universität hatte 2008 einen Aufnahmestopp für den Diplomstudiengang Architektur verhängt, um ihn auslaufen zu lassen und durch einen Bachelor-Master-Studiengang zu ersetzen. 2013 waren die vier Studenten, die dem Vernehen nach die Regelstudienzeit deutlich über-

sritten hatten, noch vor dem Vordiplom exmatrikuliert worden – nach Angaben des AstA mit sehr kurzer Vorwarnzeit und ohne die vorgesehene Beratung. Die Betroffenen klagten gegen die Entscheidung der Universität.

Nach Worten von Gerhard Schmitt, dem Leiter des TU-Dezernats Studium und Lehre, hat es bei den Exmatrikulationen „formale Mängel“ gegeben. Er wies aber den Vorwurf zurück, die Studenten seien nicht rechtzeitig gewarnt worden. Nun können sie Schmitt zufolge Veranstaltungen des Bachelor- und Masterstudiengangs besuchen. Bei entsprechenden Leistungen erhielten sie ein Vordiplom respektive ein Diplom. Als Konsequenz aus dem Rechtsstreit seien die Verfahren bei der Schließung eines Studiengangs in den Prüfungsbestimmungen dezidiert geregelt worden. (zos.)

Gütig

Frauen während der Tage freigebig

Frauen sind während und kurz nach der Menstruation offenbar kooperativer als sonst. Diesen Schluss legen Versuchsergebnisse von Psychologen der Universität Frankfurt nahe. Die Forscher um Christiane Anderl haben in zwei Internetstudien mit gut 400 deutschen und amerikanischen Teilnehmerinnen überprüft, wann die Frauen die höchste Bereitschaft zeigten, in einem Spiel Geld mit anderen zu teilen. Laut Anderl ist durch viele Studien belegt, dass Menschen, die sich in solch einem Test großzügig zeigten, auch im realen Leben sozialer und kompromissbereiter handeln.



Foto: Dorothea

Die Studie der Frankfurter ergab, dass der Wille zum Teilen um die Zeit des Eisprungs herum deutlich schwächer war. In dieser Phase des weiblichen Zyklus ist der Östrogenspiegel besonders hoch, während der Menstruation ist er niedrig. Anderl vermutet daher, dass das „weibliche“ Sexualhormon für die Änderung des Verhaltens verantwortlich ist. Dies müsse aber noch durch weitere Untersuchungen bewiesen werden. (zos.)